Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein

Band: 1 (1917)

Heft: 2

Artikel: Wie liest man das?

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419415

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mitteilungen

des

Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen werden den Mitgliedern jeden Monat unentgeltlich geliefert.

Durch die Post bezogen kosten die Mitteilungen jährlich 6 Fr. mit und 3 Fr. ohne Beilage. Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftsührer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).

Beiträge zum Inhalt find willkommen.

Berfandftelle: Bubenbergftraße 10, Bern. Drud: G. Ifeli, Bern.

Mitteilungen des Ausschusses.

Auf unsern Aufrus in den Bereinsmitteilungen vom Januar sind mir eine Anzahl freiwillige Beiträge für das Mitteilungsblatt zugekommen, sür die ich auch an dieser Stelle bestens danke. Leider reichen aber die bisherigen Unterstützungen noch nicht hin, um das neue Unternehmen für das ganze Jahr sicherzustellen. Wir erlauben uns daher, unsere Mitglieder nochmals auf unsern bezüglichen Aufrus in der letzten Rummer ausmerksam zu machen. Gaben können auf unsere Postscheckrechnung III 607 Bern einbezahlt oder an den Unterzeichneten gesandt werden.

Paul Antener, Rechnungsführer, Bubenbergstr. 10, Bern.

Der Verlag der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins teilt uns mit, daß die Februar-Nummer wegen Papiermangels ausfallen müsse.

Integer vitae - ein Stud deutscher Bildung.

Ob es möglich sei, die Kultur der Bölker des Altertums einigermaßen zu verstehen ohne ihre Sprache zu kennen, ist eine umstrittene Frage. Tatsache aber ist, daß man umgekehrt die alten Sprachen in ziemlich hohem Maße kennen kann ohne die Kultur der alten Bölker zu verstehen; ja bei dem Maß von Lateinkenntnissen, das sich die Durchschnittsgymnasiasten erwerden und — behalten, ist es nicht ausgeschlossen, daß sie Latein sogar singen, ohne es zu verstehen.

Wie ist denn die schöne Sitte zu erklären, daß einem verstorbenen lateinkundigen Mann von ebenfalls lateinkundigen Mitmenschen (Gymnasiasten, Studenten, alten Studienfreunden) ein Lied ins Grad gesungen wird, das sür diesen Unlaß ungefähr so wundervoll paßt wie etwa: das Lieden bringt groß Freud, das wissen alle Leut; weiß mir ein schwarzbraun Mägdelein usw? Bei jeder derartigen Gelegenheit hört man nämlich des alten Horatius Ode Integer vitae, deren Gedankengang, auf die Strophen verteilt, etwa so aussieht: (1) Wer ein gutes Gewissen hat, kann ohne Wassen (2) über Land und Meer sahren. (3) So ist vor mir, als ich einzig an meinen Schat denkend durch die Wildnis schweiste, ein Wolf gestohen, (4) ein Ungeheuer, wie man's noch nirgends gesehen hat. (5) Drum will ich überall, im Norden (6) wie im Süden, meinen lieben Schatz besingen.

Ob das Lied wirklich so scherzhaft gemeint war, darüber haben sich die Gelehrten einst gestritten, aber des Dichters Logik ist nun einmal die: daß der Brave nichts zu fürchten hat, wird bewiesen (wohl u. a.) dadurch, daß er, in der Wildnis seiner Liebsten gedenkend, vor einem gefährlichen Tier verschont geblieben ist — wer da ernst bleiben kann, der bleib's.

Am Klange dieses Liedes nun erkennt man also von weitem, daß der Berstorbene des Lateins kundig war und die Singenden es noch sind. Paßt dieses Lied für den Anlaß?

Man kann freilich feststellen, was zu dieser sinnreichen

Sitte geführt hat: Geeignet für die Stimmung der Stunde sind die beiden ersten Strophen, aber die sind eben zu wenig, und da man gerade im Zug ist, singt man weiter, od's passe oder nicht, besonders weil das Lied eine zwar neue, um 1800 entstandene, aber wundervolle Melodie hat, eine schöne Choralweise, decen sechsmalige Wiedertehr wohl geeignet ist, alle Zuhörer zu ergreisen, die die Worte der vier letzen Strophen — nicht verstehen. Zu diesen vier Strophen past übrigens die Tonweise noch besser als die Strophen zur Totenseier. Man kann also sagen: die ersten zwei Strophen sühren und die Melodie versührt zu dieser wunderlichen Gepslogenheit.

Als Studentenlied eignet sich die Ode natürlich eher. Aber wie tief das Berständnis dabei geht, hat sich einmal gezeigt, als ein Studentengesangverein, freilich zusammen mit Nicht-Studenten, ein Studentenlieder-Konzert gab. Da waren 6 Strophen natürlich etwas zu viel, man kürzte also ab und ließ die dritte fröhlich aus, so daß die vierte ganz ohne Zusammenhang, mitten im Sah, mit dem Ungeheuer einsetze. Aber da es die meisten Zuhörer und viele Sänger selbst gar nicht merkten, so kann's ja doch schön gewesen sein.

Ein Beispiel, wie verhältnismäßig leicht es ist, sich gebildet zu gebärden, und zu welcher Unkultur die Kultur sühren kann, wenn sie keine Kultur der eigenen Natur ist, sondern einer fremden.

Conrad Ferdinand Meyer erzählt, wie Hutten eines Tages seine Schriften "entgöttert" habe: statt antik-mythologischer Bilder setzt er christlich-deutsche ein, z. B.:

Was heißt: "Ich weihe dich der Furienschar"? "Der Teufel hole dich!" ist kurz und klar.

Wie liest man das?

Man sieht nicht selten bei Ankündigungen von Bereinsanlässen, Bersammlungen, Sitzungen, die Angabe der Stunde in folgender Form: ½2 Uhr, ¼9 Uhr, ¼12 Uhr. Wie liest man das? Absicht der Schreiber ist, anzuzeigen,

daß die Beranstaltung eine Biertelstunde vor 2 Uhr, 9 Uhr, 12 Uhr beginne. Sie rechnen darauf, daß man lese: "ein Biertel vor zwei Uhr". Das vor steht freilich nicht da, man soll es aus der Stellung des 1/4, das vor der Zahl 2 fteht, erraten. Nun entspricht es aber nicht den Regeln des Schreibens und des Lesens, Wörter, die gelesen werden sollen, nicht auch hinzuschreiben, oder die Stellung geschriebener Zeichen in Worten zu lesen. So wie 1/22 Uhr gelesen wird "halb zwei Uhr", so kann auch 1/42 Uhr nur gelefen werden "ein Biertel zwei Uhr". Will man vor fagen, so muß es auch geschrieben werden. Wir können ja auch nicht schreiben: König Georg berrschaft oder:

ich der Kälte fondern es muß geschrieben werden: König Georg herrscht über England, und: ich leide unter der Kälte. Also muß auch geschrieben werden: 1/4 vor 2 Uhr. Mur die Formelsprache der Mathematik darf anders verfahren.

Dazu sei noch bemerkt, daß in einem großen Teil des beutschen Sprachgebietes für "1 Uhr 15 Minuten" gesagt wird: ein Biertel zwei (oder auch: ein Viertel auf zwei), und dem entsprechend geschrieben wird: 1/42 Uhr. Manche deutsche Lehrbücher, die in Frankreich für Franzosen hergestellt werden, lehren: une heure et quart = 1/42 Uhr. So gibt also die geriigte Schreibweise, außer daß sie falsch ist, auch noch zu vielleicht recht ärgerlichen Misverständnissen Anlaß, sobald man es nicht ausschließlich mit schweizerischen Lesern zu tun hat.

Verein für deutsche Sprache in Bern.

(Ortsgruppe des Deutschschweizerifden Sprachvereins.)

(Eingefandt). In der Monatsverfammlung vom Jänner be= handelte Dr. H. Stickelberger die Sprache J. P. Hebels im "Rheinländischen Hausfreund." Er zeigte, worin das Eigentümliche der kindlich anmutenden Sprache des Erzählers der köftlichen Geschichten von Kannitverstan, vom geheilten Patienten, und andern liegt. Sebel hat diese sprachlichen Besonderheiten, vor allem den mundartlichen Sakbau, bewuft für die Leser seines Kalenders angewendet, nicht etwa aus mangelnder Kenntnis der damals ausgebilbeten Schriftsprache. Seine Sprache erscheint uns als das geeignetste, schlichte Gewand seiner Geschichten für schlichte Leute. Bekanntlich hat er seine Kalendergeschichten im "Schatkäftlein des rheinländischen Sausfreundes" gesammelt.

In der freien Aussprache wurden von den Herren Professoren Better und von Grenerz interessante Erganzungen und Vergleiche angebracht, unter anderem die Uhnlichkeit von Hebels schriftstellerischer Tätigkeit mit der von Matthias

Claudius hervorgehoben.

Aus der Presse.

"Sprache." In einigen mehr oder weniger bedeutenden Blättern, die zwischen Jura und Bachtel herauskommen, erschien gegen Jahresende unter der Überschrift "Sprache" ein Auffat von "G.", der einige recht gute Gedanken enthielt, besonders über den Gebrauch unserer Mundart: Wir sollen den Mann vom Lande nicht verlachen, wenn er alte Wörter und Wendungen brauche, vielmehr folche selber wieder annehmen, die Mundart lasse sich auch für wissenschaftliche Gespräche verwenden, namentlich aber mache fie die Bolksrede wirksam. Zu unterstützen seien die Bestre-bungen nach reinerer Aussprache des Schriftdeutschen; Einfachheit und Klarheit der Schreibweise sei wichtiger als Rechtschreibung. Es sei auch zu bedauern, daß die Welsch-

schweizer sich um die deutsche Sprache weniger kümmern

als umgekehrt.

In diese dicke, warme Watte recht nützlicher Volks= belehrung hinein find nun ein paar Giftbazillen gelegt, die den Sprachverein schädigen sollen, und man wird den Berdacht nicht los, das Ganze sei nicht dem Volk und der Sprache zu Liebe, sondern dem Sprachverein zu Leide geschrieben worden; es bleibt ja immer etwas hängen. Es war drum gut, daß unser Vorsitzer in einigen dieser Blätter eine Abwehr veröffentlicht hat, so langweilig es auch sein muß, einem Menschen zu widersprechen, der da schreibt: "Nicht aus Berlin soll ein schweizerischer Sprachverein die Sprache holen," und der "einen Teil des Vereins" landesverräterischen Treibens bezichtigt, weil er — die alte Redensart — die "Sprachenfrage aufwerfe". Woher sollen wir übrigens jene "reindeutsche Aussprache" der Schriftsprache holen, die er felber fordert? Etwa vom Morgarten?

Für unser Schweizerdeutsch will die Begeisterung in welschen Landen nicht nachlassen. Der Verfasser der etwas blaffen "Genfer Plaudereien" der N. Z. Z. berichtet über eine griechisch-lateinisch-französische Gymnasiastenaufführung und empfiehlt, bei folchen Gelegenheiten auch englisch, deutsch oder italienisch zu spielen, und besonders schweizerdeutsch. "An dem Tage, da unsere jungen Leute eine Borstellung in schweizerischer Mundart geben, dürfen sie ganz Genf einladen, und ganz Genf wird ihrem Rufe Folge leisten."

Kräftiger, aber auch unbesonnener geht Herr L. im Démocrate (12. Dez.) ins Zeug. Er gibt Chiesa völlig recht, der beweise, weshalb in der geschichtlichen Bildung der Teffiner Italien den Mittelpunkt bilden müsse: die Schweizergeschichte beginne zu spät (die alten Eidgenossen find also wieder einmal zu spät aufgestanden). Das Entsprechende gelte für die französische Schweiz, und dann fommt der Rank: Jamais nous ne sommes scandalisés de les voir (uns Deutschschweizer) s'enthousiasmer pour Goethe, et pour Schiller plus que pour J. J. Rousseau ou Victor Hugo — ganz natürlich, das sei ja nur die Folge unferes «germanisme».

Bücherschau.

Baul 3lg, Der ftarte Mann, Suber & Co., Frauenfeld

und Leipzig, 5 Fr. geb.

Das Buch mag technische Fehler haben, es hat auch seine technischen Vorzüge; das Aufsehen aber, das es gemacht, liegt im Stofflichen begründet. Der Held der Geschichte ist ein schweizerischer Instruktionsoffizier, und ein solches Buch erscheint während der Grenzbesehung, zwischen zwei Mobilisationsanleihen, und während man sich allerlei Militärskandale erzählt. Dazu nur so viel: Man tut dem Buche Unrecht, wenn man's als antimilitaristisch bezeichnet und sich je nachdem feindlich oder freundlich dazu stellt. Dieser Adolf Lenggenhager ist vor allem ein menschlicher Typus: der Streber, der zwischen den Fragen Woher? und Wohin? zu Grunde geht, fozusagen zufällig im Gewande des schweizerischen Instruktionsoffiziers. Dieser "Zufall" ist für uns Schweizer gewiß besonders merkwürdig, doch ist es eben auch Tatsache, daß es diesen schweizerischen Offiziers-Typus gibt. Es heißt nun aber unserer Armee wenig zutrauen, wenn man meint, ihre Festigkeit werde geschädigt durch dieses Buch. Ein militärgegnerisches Blatt mag daraus einige Sätze abdrucken, seine Leser werden dadurch keine schlechteren Soldaten.

Der Freund der Sprache aber freut sich auf Schritt